

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Der Postheiri : illustrierte Blätter für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl**

Band (Jahr): **13 (1857)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Postheerz

Honny soit qui
mal y pense.



13. Bd.

1857.

N^o 4.

24. Jänner.

Illustrirte Blätter

für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl.

Heinrich sattelt wieder um.

Die Neuenburger Geschichte ist die harte Nuß, an der Heinrichs Herrn Collegen, die Zeitungsschreiber, noch immer herumbeißen. Die einen dieser publicistischen Gichhörnchen behaupten, es komme nur auf den Kern an, der aber sei süß und sicher; die andern dagegen glauben, jede Nuß habe zwei Schalen, eine bittere und eine harte. Die bittere hätte man nun zwar in Bern aufgebissen, wenn auch nicht ohne einiges Gesichterfchneiden, wie dieses für sothane Operation geziemend sei. Mit dem Kern sei es aber eine eigene Sache, sntemalen man die zweite Schale noch zu durchbeißen habe, die aber sei sehr hart, die Schale einer Grübelnuß. Ueber den Kern selber sind sie noch keineswegs beruhigt. Man wisse nicht, sagen diese ungläubigen Thomase, ob er so zart sei, daß man ihm die Haut abziehen könne, oder ob er etwa „rächelig“ geworden, oder ob er ein gesunder, fester Kern sei.

Heinrich ist bekanntlich kein Diplomat, sonst hätten ihm seine Mitbürger und Landsleute nicht prophezeit, die Preußen würden ihn erhängen oder füsfiliren, sobald — sie nach Honolulu kämen. — Im Vorbeigehen gesagt, hat man ihn über dieses traurige Schicksal mit der Aussicht getröstet, daß man ihm im Kreuzengraben durch Nationalsubscription ein Denkmal aus einem Geisberger Fündling errichten werde. — Was soll er nun bei dieser Meinungsverschiedenheit seiner Herrn Collegen machen? Heinrich glaubt nun

natürlich auch, daß der bisher glückliche Verlauf der Sache der Eintracht unseres Volkes zu verdanken sei, nebenbei hat er aber die Meinung, daß bei der letzten Geschichte sich wieder einmal das alte Sprüchlein bewährt habe: Helvetia dei providentia et hominum confusione regitur. Er sagt dieses sogar in der Voraussicht, daß diese Nummer wieder zu den hominos nach Berlin, Karlsruhe und Frankfurt geschickt werde. Heinrich stellt sich daher auf die Partei der Satisfais — bis auf andern Bericht hin. Daß der Krieg vermieden wurde, bedauert er nicht, obschon er bereits sich in voller Armatur hatte portraitiren und für sein Journal in Holz schneiden lassen, welche Auslagen er nun freudig auf den Altar des Vaterlandes legt. Auch ist er nicht von der Ansicht jenes honolulesischen Advokaten, der es als eine der segensreichen Wirkungen des Preußenkrieges pries, daß darin viel offizierliche Advokaten würden erschossen werden, wodurch er (nämlich der honolulesische Advokat) eines Duzends lästiger Concurrenten entledigt werde. Heinrichs Grundsatz ist: Leben und leben lassen. Deshalb grollt er auch dem Schaffhauser Mezger nicht, der dieses Jahr nicht mehr auf Heinrichs Journal abonniren wollte, weil Heinrich so grob mit dem Preußen-König umgegangen; Heinrich ist vielmehr überzeugt, der Mezger werde wieder abonniren, wenn er gewiß sei, daß er deshalb nicht von den Preußen gemetzget werde.

Also Heinrich glaubt an den Frieden. So bald

demnach der Bundesrath die Truppen abdankte, hat auch er gefunden, daß er nun nicht mehr auf's Piquet gestellt sei. Er hat den ernstesten Frack, den er in der letzten Zeit mit Anstand und Würde getragen, in den

Kasten gehängt und wieder seine Alltagskleidung hervorgezogen, in welcher er bereits seit 12 Jahren seine Stunden bedient. Von nun an also wieder der alte Postheiri! Exest bellum, incipit colloquium!

Schiller und Tell.

Ein Reisedrama in drei Szenen.

Erste Scene (in München.)

(Zwei Reisende, der eine mit offenem Hemdekragen und langem Haar, der andere mit Armbrust und Köcher, kommen vom Bahnhofe her zum Karlsthor.)

Gensdarme: Hier wird nicht nur so passirt, meine Herrn. Halt und Rede gestanden! Wer sein's wie heißen's und woher kommen's?

Erster Reisender: Schiller und Tell heißen wir und kommen von Berlin.

Gensdarme: Wie sagen's?

Zweiter Reisender (lächelnd): Der herzogl. Weimarsche Geheimerath von Schiller.

Gensdarme: Schon gut, Ihr Gnaden, Herr Geheimerath! — Das da wahrscheinlich Ihr Leibjäger? — Nur passirt!

(Die Reisenden gehen bis zum Hof- und Nationaltheater und klopfen dort an.)

Schiller: Ich bitte hier, an diesem stolzen Sitz der Musen, um eine Zufluchtstätte für den Tell.

Intendant (Den Kopf durch die Thürspalte streckend): Thut mir unendlich leid, Herr von Schiller, — kein Platz mehr frei, — Alles belegt — von der Birchpfeiffer für ihr Pfefferrösel und ihren Hinko. — Wäre überdieß gegen allerhöchste Cabinetsordre. Höhere politische Rücksichten, — Hof von Berlin! Wirklich unendlich leid!

(Schlägt den Reisenden die Thür vor der Nase zu)

Zweite Scene (in Stuttgart.)

(Schiller und Tell gehen über den Schloßplatz.)

Volk (jubelnd): Hoch lebe Tell, der Schütz und der Erretter!

Schiller: Ich danke im Namen meines Freundes, liebe Landsleute.

(Klopft beim Theater an, Intendant tritt heraus.)

Wir sind gekommen, hoffend hier für kurze Zeit ein gastfreundliches Asyl zu finden. Dieß ist mein Wilhelm Tell.

Intendant: Aber wo denken Sie hin, mein Vester? Jetzt da Preußen im Begriffe steht, den Eidgenossen den Krieg zu machen, und wir bereits unsere Eisenbahnen für den Truppentransport zur Verfügung gestellt haben, — jetzt Ihr Tell auf unserer Hofbühne! —

Schiller: Sie sehen aber doch, mit welchem Jubel das Volk uns begrüßt.

Intendant: Um so schlimmer!

Schiller: Aber warum errichten Sie mir eherne Statuen, da Sie doch mir und meinem Gast die Thüre weisen?

Intendant: Das ist ganz was anderes. Der eherne Schiller dichtet keinen Tell und keine Räuber mehr, — der ist ungefährlich. Bitte übrigens mich zu entschuldigen. —

(Läßt die Reisenden stehen und verschwindet.)

Schiller: O mein Schwabenland!

Tell: Jetzt folge mir, — ich will dich führen.

Dritte Scene (in Zürich.)

Tell: Siehst du dort meine Berge mit den weißen Scheiteln? Schlägt dir das Herz nicht höher?

Schiller: Ja, in dieser Luft athmet sich's frei und leicht. Aber sage mir, Freund, wer sind alle diese Krieger? Es ist ein ganzes Volk, das unter den Waffen steht, vom Jüngling bis zum Greis.

Tell: Das sind meine Söhne!

Volk (drängt sich herbei): Seht da, seht da den Vater Tell!

Tell: Ja, meine Kinder, ich bin's und der da ist Schiller. Aus Berlin haben sie uns verbannt, — in München die Thüre gewiesen, — nicht einmal in Stuttgart, in Schillers Heimat, uns eingelassen. — Vielleicht ist hier ein gastlich Dach, wo wir Herberge finden können.

Volk: Hier bist du nicht Gast, Vater Tell, — hier bist du zu Hause. Komm, wir geben Euch das Geleite in Cuere Wohnung, dir und unserm Schiller —

(Singt:) „Mit dem Pfeil, dem Bogen
„Durch Gebirg und Thal
„Kömmt der Schütz gezogen
„Früh am Morgenstrahl —“

(Ein unabsehbarer Zug führt die Gäste singend in's festlich befranzte Theater.)

(Vorhang fällt.)

Das Ende vom Lied.



„Demoofter Bursche zieh' ich aus, -- ade!“ —

Offener Brief des Thurmwächters Hilarii Immergrün.

Wäre also wieder Friede im Land und brauchst nicht mehr auf das Maul zu hocken, lieber Heiri. Desto besser! Kann dir nun auch wieder ungeniert meine Meinung über die höhere Volkstug mittheilen.

Ich von meinem höhern Standpunkt habe schon lang gemerkt, wie es kommen wird. Obwohl schon Cäsar, der bei den alten Römern eidgenössischer Oberst und später z' Solothurn Orgelbauer und Klaviermacher war, den strategischen Grundsatz aufstellte, daß man im Kriege vor allem für genugsame Mundportionen sorgen müsse, so habe ich mich dennoch nicht wie viele meiner Mitbürger hinreißen lassen eine halbe Sau zu mehgen, sondern ich mehgete eine ganze aber nicht für die Preußen. Bedenke nämlich die Wursteten, die Rippli, Schleckbrätli u. s. w. noh-bis-noh selbst zu genießen und habe schon einen schönen Anfang gemacht. Nach dem Grundsatz jenes Weisen Griechenlands: „selber essen macht feiß“; — weiß nimmten ob es Thales oder Anaxagoras war.

Hab mich auch nicht in's Freikorps einschreiben lassen, da ich ohne Zweifel zum Hauptmann oder mindestens zum Corporal geawangsfirt worden wäre, worüber die andern schalu geworden wären; sondern fand es besser die schöne Eintracht nicht zu stören. Und war dieses von mir sehr vaterländisch gehandelt, denn wußte schon lange, daß es doch keinen Krieg geben würde.

Von wegen der Prüß kann den Delfstricher nicht schmöcken und der Franzos den Prüß nicht und der Engländer den Franzos nicht und der Ruß den Engländer nicht, was mgn europäisches Gleichgewicht heißt. Und wenn der Prüß Krieg angefangen hätte, so würde es eine große europäische Bützleten gegeben haben und keiner hätte zum voraus gewußt, wer dann oben auf käme. Und ist also der Friede für so lange gesichert, als keiner den andern schmöcken kann; und wird das, so Gott will, noch lange dauern.

Ist zwar der Herr Professor, wo nundig die ganze Bundesversammlung hat bevoigten wollen, anderer Meinung und denkt: „wenn die große Bützleten angeht so werde ich vielleicht gar der bütsch Kaiser, was lustiger wäre als den Studentli den Stopf-

Wechsel einzubrüllen.“ Mira! Ich, der Thurmwächter, stehe hoch genug.

Aprobo, lieber Heiri, hast du noch keinen prüßischen Spion erwüßt? Sie sollen im Städtli schaarenweis umengeloffen sein. Ich für meinen Theil hab auch einen dran gekriegt. Kommt da eines kühlen Morgens ein Chapeziner auf den St. Ursenthurm. Wie ich ihn näher betrachte, will es mich bedünken, er habe nur so einen chuderigen Bart angekleibt; auch trug er etwas im Zipsel, — ich will Hans heißen, wenn es keine Pickelhaube war. Der zieht mir nüt, dir nüt ein langes Soperspektiv aus dem Aermel, läßt sich den Feuerzeiger abdecken und fängt an die Gegend auszuwifigucken. Halt, Bürschli, denk ich, so pfiffig als du ist der Thurmwächter auch und gebe unvermerkt dem Feuerzeiger einen Mupf, daß er sich halb ummendreht. — Jetzt stand Buchel im Leberberg oben, Bällch in der Wasseramtei und Martinach gar im Schwarzbubenland unten. — Spionier jetzt mira, sagte ich hübscheli zu mir selber, ging in's Städtli hinein und ließ den verkleideten Chapeziner auf der Gawalerie allein. Als er fertig war, drückte er mir ein schönes Trinkgeld in die Hand. Schon wieder so viel dem Prüß abzwackt! — Woraus ich in erster Linie bei nächster Gelegenheit im Sunderbund einen Schoppen höhste zum verdienten Lohn meiner Schlaueit. In zweiter Linie kaufte ich aber ein Paar wollene Stiefelstrümpf und legte sie auf den Altar des Vaterlandes, nämlich in meine Gohmode. Denn wenn es keinen Krieg giebt, so können die Soldaten wieder heim und brauchen keine Strümpf; wenn es aber doch noch Krieg geben sollte, so muß ich auch unter den Landsturm und dann lege ich sie selber an; — und brauchen nicht den Umweg über Basel zu machen.

Hoffe, mein lieber Heiri, du werdest auch der Meinig sein und verbleibe indessen mit eidgenössischem Gruß und Handschlag

dein immergrüner Hilarius.

f e u i l l e t o n .

Heitere Bilder aus ernster Zeit.

Schildwache (vor dem Quartier des Brigadier sieht mit Verdruß Offiziere und Soldaten hinein- und hinausgehen; endlich stellt sie sich mitten unter die Thür).

Adjutant: Platz da, ich muß hinaus!

Schildwache: So was bin i denn gäd nöthig wenn i ä jede Marr muß dure la? —

Edg. Oberstlieutenant (bei der Waffeninspektion): Du hest au nüd am süberste puht!

Inner-Rhödler Soldat: Mänst?! —

Briefkasten. G. R. in S. Wir werden die Aventure illustriert bringen. — S. in L. Ditto. — Friß Brandenburger. Nächstens briefliche Antwort. —